

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 6 (1926-1927)
Heft: 3

Artikel: Vom Reisen : Reisebücher und Grundsätzliches
Autor: Meyer, Karl Alfons
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-156108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Gesagte macht es begreiflich, daß die Träger des Trennungsgedankens heute vornehmlich dort zu suchen sind, wo die Weltanschauungskämpfe im Staate ausgefochten werden, nämlich in den politischen Parteien. Die Politisierung religiöser Angelegenheiten ist die Folge des konfessionslosen Staates. Den wunden Punkt der Entwicklung wird man darin erblicken müssen, daß die politisch konfessionelle Einstellung, zur Verteidigung und Durchführung begründeter und elementarster Rechte wohl berechtigt, schließlich schlechterdings bei allen Fragen des politischen Lebens in Wirkung zu treten beginnt.

Kein Beispiel ist dafür lehrreicher als die Geschichte der schweizerischen Trennungsbewegung. Hieraus erklärt sich z. B. die coalition monstueuse von Freisinn, Sozialisten und Katholiken in Genf, die schwankende Haltung der Katholiken in Basel; ihre ablehnende Stellung in Neuenburg, wo die katholische Kirche zu den Landeskirchen zählt; endlich die Verwerfung der Trennung überhaupt in diesem Kanton, weil die Parteiunterstützung nicht ausreicht. Hieraus folgt weiter die bei den entgegengesetztesten Parteien übereinstimmende Begründung der Trennungsforderung im Namen der Gerechtigkeit.

Eins kommt freilich in der Schweiz noch als besonderes Charakteristikum hinzu, was in anderen Ländern nicht so sehr in den Vordergrund tritt, das ist die Frage des staatlichen Unterhalts. Man tut den Schweizern wohl kein Unrecht mit der Behauptung, daß sie seit alters gute Rechner gewesen sind. Diese Tatsache, z. T. eine Folge der geographischen Lage, zeigt sich auch hier. Wo das Trennungsproblem überhaupt erörtert und gelöst wird, bildet den springenden Punkt die Forderung einer gerechten Verteilung der Kultuskosten.

Die praktisch nüchterne Art, mit der der Schweizer diese Schwierigkeiten überwindet, kommt ihm aber zustatten bei der Lösung der prinzipiellen Frage. Sie bewahrt ihn davor, — und in dieser politischen Reise liegt m. E. das Vorbildliche und Nachahmenswerte — unter dem Druck parteipolitischer Leidenschaft zu Experimenten sich hinreissen zu lassen, welche der geschichtlichen Vergangenheit des Landes nicht entsprechen, und Einrichtungen slavisch zu übernehmen, die sich nicht organisch der heimischen Entwicklung einfügen.

Vom Reisen.

Reisebücher und Grundsätzliches.

Von Karl Alfonso Meier, Kilchberg.

Wem Gott will rechte Kunst erweisen, den schickt er in die weite Welt — oder dem gibt er, seit dem Krieg, als Erfaß Reiseschilderungen zu besprechen. Es wäre verlockend, die Flut solcher Literatur einmal von einer Klippe aus zu betrachten und zu sichten. Unzählige Farben

und Richtungen würde man gewahren, manches glänzen und dauern, aber auch vieles versinken sehen.

Eine Geschichte der Reiseliteratur bleibt wohl erst noch zu schreiben. Wohl gibt es Zusammenstellungen von Forschungsreisen; ferner finden sich als Anhang in jeder Literaturgeschichte Hinweise auf stilistisch hervorragende Schilderungen; wiederholt wurde auch versucht, die Entstehung des „Naturgefühls“ zu verfolgen, was denn auch meistens auf eine Benutzung von Reisewerken hinauslief. Fast stets beschränken sich solche Darstellungen auf Ausschnitte: es wird etwa die Geschichte der Polarfahrten behandelt (Hassert u. a.) oder die Entwicklung des Naturgefühls bei den Griechen studiert (Biese) oder betrachtet, wie die Künstler die Alpen gebildet (Bredt). Ein Gesamtbild hatte A. v. Humboldt in seinem „Cosmos“ geben wollen. Abgeschlossener sind seine Ansichten der Natur und einzelne seiner Reisebeschreibungen, die mit höchster Ausschaulichkeit und wissenschaftlicher Strenge den warmen Blick für das Ganze des Lebens und alle Seiten und Tiefen der Erscheinungen zeigen. Humboldt ist denn auch einer der weniger Naturforscher, die mit Recht auch der Geschichte des Schrifttums angehören. In der Literatur ist seit etwa anderthalb Jahrhunderten von Reisen die Rede. Welch' köstlich manigfaltiges Bild ruft da das Wort „Reise“ hervor! Der Engländer Sterne eröffnete die literarischen Reisen mit seiner „sentimental journey“ die uns heute allerdings kaum „empfindsam“ gelten wird. Mehr frivol als sentimental berühren auch v. Thümmels vierbändige Reisen in die mittäglichen Provinzen Frankreichs. Da war Seumes „Spaziergang nach Shrafus“ wahrlich kräftigere, gesündere Kost! Humorvoll erzählt Knigge eine „Reise nach Braunschweig“; wie hier Dörfler in die Stadt reisen, um den Aufstieg von „Montgolfière“ zu sehen, so finden wir in der damaligen Literatur oft ähnliche Fahrten, z. B. einer Bauernfamilie zum lebenden Elefanten in Hamburg. Erst Goethe beschrieb seine Reisen als Beobachter: ihm galt die Schilderung nicht mehr nur als Gelegenheit, Witze und Anekdoten an Mann und Frau zu bringen; er schaute architektonisch-geologisch-botanisch. Aber während etwa Georg Forsters Berichte vom Niederrhein und aus Belgien das Künstlerische einseitig betonen, hat unser größter Klassiker ein strahlend offenes Auge für jeden Vorgang in der Geschichte des Menschen wie der Natur. Das erscheint uns besonders erfreulich, daß auch heute noch, in einer Zeit ärgster Spezialisierung, wir den weiten Blick des allgemein Gebildeten vor allem wieder bei den großen Reisenden finden — ja vielleicht nur noch bei ihnen. Der vor kurzem verstorbene Afrika-Erforscher Schweinfurth ist da ein gutes Beispiel: er begann seine Sudansfahrten als Botaniker, wurde aber unter Abenteuern und Mühsalen auch zum bedeutenden Zoologen, Anthropologen, Ethnographen und Geographen. Und wie viel hat der Missionär Livingstone geleistet! Echte Reisewerke haben stets die Schilla abstrakter Wissenschaftlichkeit so gut wie die Charbodis falscher Volksstümlichkeit („Popularisieren“!) zu vermeiden gewußt. Selbst der Bergsteiger muß uns mehr zu sagen wissen, als nur das Sportliche seines Gipfelsturms. Wenn wir mit Hans Meyer auf dem endlich be-

zwungenen Kilimandjaro stehen, so wollen wir mit ihm nicht nur den Kampf um den Berg erleben, sondern auch Worte der Weite finden, in die ewiger Schnee hineinleuchtet und der Urwald hineindunkelt. Oder wenn wir mit dem Botaniker Theodor Herzog oder mit dem Weltwanderer Wegener den Adams Pilz auf Ceylon ersteigen, so müssen wir nicht nur von der Aussicht, sondern auch von der Seele des mitklimmenden buddhistischen Pilgers etwas erspähen können. So ist es bezeichnend, daß moderne Verfasser im Ergründentwollen des Stimmungsgehaltes wieder auf Worte stoßen, die wir beim alten Spötter Sterne schon trafen. Richard Kandt nennt sein reiches Buch: „Caput Nili, eine empfindsame Reise zu den Quellen des Nils“. Es gibt anderseits rein wissenschaftliche Bücher, deren Autoren von Hinterindien nichts bemerkten als die Schneckenfauna oder die in den Cordilleren nichts suchten als die Ein- geweidewürmer der Lamas. Solche Arbeiten mögen bewundernswert sein und den Fortschritt der Menschheit wesentlich gefördert haben — uns scheinen sie aber eine gewisse partielle Geistesarmut zu bezeugen und wir gestehen, daß Robinson Krusoe oder Gullivers satirische Reisen oder die schrecklichen Abenteuer Herrn Tartarins oder Onkel Bräsig's Erlebnisse in Bessigen uns mehr lehrten. Der Reisende darf nicht nur Wissenschaftler sein, am allerwenigsten nur Spezialist. Ein ausgezeichnetes Reisewerk zu schreiben, scheint nur jenen Harmlosen leicht, die nichts erleben; es ist aber noch seltener als ein gutes Jugendbuch. Wir müssen verlangen, daß die Fülle der Erscheinungen objektiv, aber durch eine große, reiche Subjektivität hindurch betrachtet und geschildert werde. Diese Forderung mag widersprüchsvoll erscheinen. Aber was ist es denn anderes, wenn der große Geograph Friedrich Ratzel in seinem wundervollen Buch „Über Naturschilderung“ erklärt: „Wissenschaft genügt nicht, um die Sprache der Natur zu verstehen. Für viele Menschen sind Poesie und Kunst verständlichere Dolmetscher der Natur als die Wissenschaft.“

Es sei erlaubt, heute nach diesen grundsgälichen Andeutungen einige neue Reisebücher kurz zu betrachten. Und zwar wäre uns nicht allein der jeweilen gegebene Stoff wichtig, sondern auch der Kampf um die Gestaltung seines Ausdrucks. Gerade auch junge Schweizer suchen für Erwandertes seelische Vertiefung; der äußern Erfahrung soll das innere Erlebnis Fülle geben. Das ästhetische „Wie ich es sehe“ schwelgt, und auch die Landschaft wird zum Gefühl, Fels und Baum zur Empfindung. Sind Hans Morgenthalers Bücher noch Reisewerke zu nennen? Ist nicht auch Martin Hürlimanns „Tut Kung Bluff“ bezeichnend für dieses Suchen nach Neuland? Fast rührend spricht sich das Problem in Paul Naefs „Unter malaiischer Sonne“ aus. Dieses sehr gute Abbildungen bringende, vom Verlag Huber & Co. in Frauenfeld tadellos ausgestattete Buch sei hier nochmals erwähnt, weil die vom fröhern Herrn Berichterstatter verurteilte Sonderung des Stoffes in „Reisen, Reliefs, Romane“ mir geradezu typisch scheint für dieses Ringen unserer jungen Reisenden nach Gestaltung des überreichen Erlebnisses. Mit Indien suchten sich schon Unzählige auseinanderzusetzen; selbst so raffinierten Stilisten wie H. Hesse und W. Bonsels ist es nicht immer geglückt. Der

sprachlich so viel weniger geübt. Naef legt Herzblut in den Ausdruck dessen, was Malahindien ihm bedeutete. Naiv, aber ehrlich, glaubte er noch äußerlich Erlebtes von seelisch Erfahrenem trennen zu sollen — und zu können. Man lese seine visionäre Gestaltung des „Tropendämons“. Ist das nicht mehr als „Roman“, mehr als Wirklichkeit? Es ist darin Naef etwas wirklich vom Atem der Tropen Eingegebenes gegückt, das nur für die 2. Auflage noch zu feilen wäre.

Hermann Hiltbrunner sucht nicht mehr, er hat als Dichter die Form für seine Erlebnisse gefunden. Stilistisch glänzend gleicht sein „Spitzbergensommer“ (Verlag Orell Füssli, Zürich, 1926). Ein Buch der Entrückung und Ergriffenheit will es sein. Nietzsche klingt an, Hamsun ist Halbgott, an die Geliebte seiner Seele und seines Leibes wendet sich Hiltbrunner; herrlich und zart, frivol und rein hält er Stimmungen fest. Aber auf Seite 401 zweifelt der Wanderer: „Vieles, vieles habe ich vergessen in der Einsamkeit des langen Tages... Ich habe Spitzbergen gesehen, erfahren. Aber es hängt nicht alles von der Erfahrung ab. Jemand wie kannte ich Spitzbergen besser, bevor ich Spitzbergen sah. Das Sehen materialisiert, bindet fest, vergegenständlicht, es bestimmt und ist bezogen und richtig relativ... Das Denken, kann es das Sehen ersehen? Nein. Das Schauen allein kann das Sehen ersehen...“ — So geht es mir mit Hiltbrunners Buch. Es scheint mir, ich hätte vor dem Lesen Norwegen und Spitzbergen besser, jedenfalls „anders“ gekannt als heute. Und damit setzt der Zweifel ein. Gehen unsere Reisedichter und Dichterreisenden nicht zu weit, zu weit in ihr eigenes Selbst? Wie, wenn ich es vorziehe, Norwegen vom Standpunkt der Edda aus zu erleben, als es mit den Augen Hamsuns — und Hiltbrunners — zu sehen? Ich frage mich, ob das Heroische einer Landschaft auch vom Flugzeug aus erblickt werden kann. Troja möchte ich lieber zu Fuß als im Auto besuchen. Sollte ich unmodern sein? Auch der leise Hohn Hiltbrunners über Vaterlandsliebe will mir nicht gefallen. Übersieht unser so außerordentlich rühriger und anerkennenswerter Zürcher Verlag, wie Internationalismus, Antipatriotismus und Antimilitarismus in seinen Werken zu schleichen beginnen? Ist Heimattreue wirklich endgültig veraltet und nur noch Spottes wert? — Als Dichtung hat mich der „Spitzbergensommer“ in hohem Maße angesprochen — eine bewunderungswürdige Leistung!

Ohne Zwiespalt genießen konnte ich Hans Roselieb's „Spanische Wandern“ (Deutsche Buch-Gemeinschaft, Berlin, 1926. Mit Bildern). Wohl lässt sich seine Gestaltungskraft mit jener des Dichters Hiltbrunner nicht messen, aber uns lehrhaften Schweizern bedeutet es doch immer noch etwas, wenn sich aus einem Buch wirklich viel lernen lässt. Roselieb beobachtet gut und ist vor allem Geograph und Historiker. Schon die Einführung durch Prof. Helmolt gibt auf sieben kleinen Seiten eine Fülle tiefer Anregungen. Man höre z. B.: „Wer ein Land und sein Volk nur als Zeitgenosse betrachtet und beobachtet, hat eine Fläche vor sich, die der Tiefe entbehrt. Wer das gewaltige Überragtwerden der Gegenwart durch eine aus Geschichte, Vorgeschichte

und dämmerigem Dunkel nietlos sich zusammensetzende Vergangenheit nicht erkennt oder gelten läßt, urteilt notwendigerweise oberflächlich, also falsch. Denn die jetzige Menschheit ist verschwindend klein im Vergleiche zu der bloß gedachten Menschheit von einst, die mit jeder Minute tiefer wächst, während jene trotz ihrer Leibhaftigkeit immer nur Oberfläche bleibt. Die anderthalb Milliarden lebendiger Menschen, die man sieht und hört, fragen, messen und zergliedern kann, gehen gebückt unter der Last einer uralten Überlieferung; wohin sie auch ihren Fuß setzen mögen — überall treten sie auf Spuren ihresgleichen. Roselieb's Verdienst ist es, den keineswegs einfachen Begriff der geschichtlichen Tiefe voll erfaßt und auf das spanische Beispiel restlos angewandt zu haben... Man könnte von einer Anthropogeologie sprechen, die das dürfstige Knochengerüst, das uns die exakte Wissenschaft beut, mit künstlerischer Anmut zu umkleiden weiß und zu neuem Leben erweckt.“ In diesem Spanien-Buch erleben wir also die Bedeutung der Toten, jener „größeren Heere“. Besäßen wir solche Wanderungen nur für recht viele Länder! Ob Roselieb über Don Quixote oder Sancho Panza, über Don Juan oder den heiligen Ignaz, Ritter oder Jesuiten spricht, stets weiß er anzuregen und vieles in neuem Lichte erscheinen zu lassen. Dem heldenmütigen Saragossa ist selten ein schöneres Prosalied gesungen worden. Weniger aufdringlich als Philhellenismus und Italienschwärmerei, aber durch nichts erschüttert, gibt es einen Phil-Iberismus, eine alte deutsche Neigung für Spanien. Im Buch Roselieb's bricht er immer wieder hervor. So, wenn er ein andalusisches Bergstädtchen schildert: „Im Sommer ist jetzt Ronda ein beliebter Ausflugsort der Engländer Gibraltars, die sich an einem der schönsten Aussichtspunkte ein sehr geräumiges, sehr modernes Hotel erbauen ließen, allerdings in ihrem angelsächsischen Villenstil, was hier der einzige Mißton ist, den freilich die göttlich ungeheure Erhabenheit der Landschaft gnädig lächelnd auffaugt. Mit einem Nachgefühl vom Brausen dieser Lichtlandschaft gehe ich tagelang wie in einem Rausche.“

Wenn etwas Prof. Dr. Martin Rikli fehlt, so ist es dieses Dionysische. Doch ist vielleicht die altbaslerische Rüchternheit ein Vorzug mehr, wenn es sich um ein großes, volkstümliches Reisewerk handelt. Und sie hindert Freude, ja Begeisterung nicht. Ein unglaublich reichhaltiger Prachtband liegt vor uns: Rikli's „Von den Pyrenäen zum Nil“ (Verlag Ernst Bircher A.-G., Bern, 1926). Ein vielseitigeres, anregenderes Reisebuch wurde in der Schweiz noch nicht geschrieben und verlegt. Ja, um Superlative zu vermeiden, schränken wir das Lob auf unser Land ein, aber, genau besehen, erinnern wir uns überhaupt nicht eines ähnlich gediegenen Reisebuches. Seinem Verfasser, dem bekannten Botaniker an der Schweizerischen Technischen Hochschule, und seinen beiden Mitarbeitern ist es vorzüglich gelungen, die Schilderung verschiedenster Landschaften und Kulturen in ein großes, organisches Ganzes zusammenzufassen. Die „Mediterraneis“ wird uns naturwissenschaftlich, geographisch, historisch, ethnologisch lebendig vor Augen geführt. Bild reicht sich an Bild. Daß dem Leser die Flora des so überaus wichtigen

und interessanten Gebietes zu blühen und zu duften beginnt, durften wir von Prof. Dr. Rikli erwarten. Aber er gibt weit mehr als botanische Schilderungen. Das schmuckvolle Ganze, der Kosmos, entsteht unter seiner Feder. So begnügt er sich nicht, nur von der Sehnsucht nach dem Süden zu sprechen: er läßt vielmehr diesen uralten germanischen Trieb geschichtlich vor uns sich bilden und entwickeln und zum Beschlusß erhalten wir weltpolitische Ausblicke. Wie fein führt er uns dann mitten in die Dinge, nachdem er das ersehnte Wunder der Scheidestellen von Nord und Süd gepriesen hat. Wir wüßten nicht, welcher Schilderung Riklis wir den Vorzug geben sollten: einmal schien uns, seine Liebe und Wärme gehöre besonders dem bewaldetsten Mittelmeergebiet, der Insel Korsika. Doch da lesen wir weiter und glauben, Spanien sei am vortrefflichsten behandelt oder das Wallis oder Kreta oder Algerien oder Griechenland. Schließlich bedauern wir nur Eines, daß andere Reisegebiete Riklis, wie die Kaukasusländer, Hocharmenien, Grönland, nicht mitaufgenommen wurden, da ja in der Tat der Mediterraneis nicht angehörend. Die herrlichen Aufsätze über Palermo und die alten Griechenstädte auf Sizilien und in Süditalien, geschrieben von einem Verwandten Prof. Riklis, Pfarrer Linder, ferner die tiefgehenden und weitblickenden Abschnitte Dr. Weilenmanns über Ägypten passen sich dem Rahmen vortrefflich an. Der Botaniker trat vielleicht allzu bescheiden zurück, wo es galt, die uns aus der klassischen hellenischen Literatur vertrauten Stätten zu malen, oder wo es notwendig wurde, vor Pyramiden und Pharaonengräbern abschließendes Pathos zu finden.

Wir gedachten, dem Leser mit einigen herausgegriffenen Stellen die Sehnsucht nach dem ganzen Werk zu würzen. Aber eine Auswahl allgemein gefallender Einzelheiten bringt Verlegenheit, denn jede Erwähnung bedeutet eine Ungerechtigkeit gegen die andern 550 Seiten des Buches. Hervorgehoben sei wenigstens noch der trockene Humor Riklis, der manche böse Reiseverlegenheit überwindet und auch sein Prachtwerk belebt. Köstlich z. B. die Schilderung der Bewirtung im kretischen Kloster. Wie viel botanische und volkskundliche Belehrung weiß der Verfasser doch nur in die Mitteilung des „Menus“ zu stecken! Und jedes Abschittchen erhält seine Spize: Wer möchte da nicht Klosterbruder sein. Zum Abschied werden die Säcke mit Lebensmitteln überfüllt und dann zum Gruß Gewehre abgefeuert, was Rikli an die „ecclesia militans“ erinnert. Vom Untergang der Athener in den Latomien hören wir wie von der Sizilischen Besper; wir vernehmen, wann Lavaströme Catania zerstörten und der Bischof mit dem Schleier der hl. Agathe den Naturgewalten entgegenzog. Wir lernen Ehrfurcht im Poseidontempel zu Pästum und schaudern vor dem Lärm Neapels. Wir beobachten den französischen Kampf gegen die Malaria und beurteilen den Anteil des an sich geschichtslosen Korsikas an der Politik Frankreichs. Über Zaghlul und die ägyptische Unabhängigkeitspartei werden wir genau unterrichtet und wir erkennen, daß Herr über das Nilland jener ist, dem der Sudan gehört und daher die Möglichkeit, den Grad der Bewässerung Ägyptens zu beeinflussen. Ägypten könnte dem Wüstensand überliefert werden, wenn

die englische Gesellschaft, die bei Khartum ein Baumwollfeld angelegt und einen Staudamm errichtet hat, ihren Besitz besser bewässern wollte, wobei dann der Nil für das lange Gebiet an seinem Unterlaufe nicht mehr ausreichte. Melioration im Sudan bedeutet Deterioration Ägyptens. Wir erfahren, wie sich in die Träume des ägyptischen Volkes der apokalyptische Glaube mischt, einmal würden sich alle von den reichen Herren der Erde bedrängten Völker, die Russen, Deutschen, Türken aufraffen und auch Ägypten im Weltkampf befreien. Gern hören wir von tatkräftigen Landsleuten erzählen, die der Schweiz in der Fremde einen geachteten Namen erringen, so von den Firmen Sulzer, Reinhart, Nestlé, aber auch vom Erbauer der Docks des Piraeus, dem Waadtländer Ingenieur Petitmermet; ein Landsmann Schneider hat die Brücke über den Kanal von Korinth erbaut. Viel weiß Prof. Rikli über den so äußerst bemerkenswerten katalanischen Berg Montserrat zu erzählen. Vielleicht bringt die 2. Auflage überdies noch einen Hinweis auf die Bedeutung, die dieser Klosterberg als Monsalvat in den Grals-Sagen erhalten hat. Der Bielleseer kommt vor dem überreichen Reisewerk Riklis leicht in den Wahnsinn, es müsse in einer solchen Schatztruhe alles zu finden sein, und er vermisst etwa — törichterweise — wenn Rikli in seiner glänzenden Schilderung der korsischen Blutrache zwar Mérimées „Colomba“ erwähnt, Honoré de Balzac's Novelle dagegen nicht. Als ob das Buch auch noch eine Literaturgeschichte erzählen wollte! Pompeji lernen wir ebensogut kennen wie die zoologische Station Neapels. Den Anbau des Olbaums verfolgen wir in graue Zeiten zurück; wir lernen Orangen kultivieren und zwischen Jungfern-Korke und weiblichem Korke unterscheiden. Überdies schenkt uns Prof. Rikli am Schluß jeden Abschnitts eine hochwillkommene, sehr vollständige Übersicht der Literatur. Das Werk ist außerordentlich gediegen ausgestattet und sehr reich an meist vorzüglichen Abbildungen. Einen ganz besondern Schmuck bilden die von Helene Ringel gemalten Farbentafeln; den Beschauer dieser Zypressen auf Korsu oder etwa der alten Olbäume auf den Balearen bei Mondschein mag wohl die herauschende Sehnsuchtsstimmung überkommen, deren Sprachklang wir in den Wanderungen Roseliebs und bei Hiltbrunner gehört hatten.

Nun haben wir uns so mit Bassler Forschern befreundet, daß wir nach Rikli noch Felix Speiser rasch begleiten wollen. Diesmal haben wir es nicht mit einem Botaniker, sondern mit einem Ethnographen zu tun. Speiser will vor allem die Urzustände aussterbender Naturvölker festhalten. Seine neueste Reise führte ihn 1924 an den Rio Paru. Erzählt ist sie im reich illustrierten Buch „Im Dürster des brasilianischen Urwalds“ (Verlag Strecker & Schröder, Stuttgart, 1926, 320 Seiten Großklotz). Brasilienreisen sind heute in Mode gekommen; fast gleichzeitig erschienen einige starke Bände. Speisers Buch verdient unter ihnen einen Ehrenplatz. Sensationen findet man in ihm allerdings kaum. Der Verfasser ist eine zu feine und edle Natur, als daß er beim Leser das Bedürfnis danach voraussetzte. Von Forschungsergebnissen ist viel, von Schlangen kaum die Rede. Doch sind ehrlich die

Freuden und die vielen Leiden des Tages berichtet. Die Moskitos, Sandflöhe, Piuns (kleine Fliegen) sind tatsächlich gefährlicher als Jaguars und Anacondas. Auch im Urwald lernen wir einsehen, daß offener Kampf leichter zu ertragen ist als ständlicher Kleinkrieg. Speiser denkt bescheiden von seinen Leistungen; umso nachdrücklicher sei anerkannt, daß seine Studien den Vergleich mit den klassischen Amazonas-Forschungen eines Karl von Steinen, Nordenstöld, Koch-Grünberg nicht nur aufzuhalten, sondern herausfordern. Auch dem erlebnishungrigen Leser bietet die Flußfahrt viel; mit Hochachtung denkt man an die vielen Stromschnellen zurück, deren portugiesische Bezeichnung Caschoeiras einem schließlich ganz vertraut wird. Über den Urwald hätten wir gern Speiser vereint mit Rikli hören mögen, den Botaniker mit dem Ethnographen. Auch dem wärmsten schweizerischen Waldfreund wird der ununterbrochene Urwald Brasiliens unheimlich sein müssen. Speiser sagt u. a.: „Die Seele kann sich nicht ausweiten in die blauen Ätherdünste schattiger Talgründe oder in die unendliche Ferne des freien Raumes wie in der Wildnis der Alpen. Man ist vielmehr immer grausam eng eingeschlossen auf dem engen Flußlauf, den links und rechts die starren Mauern des Urwalds begrenzen.“ Aufschlußreich sind die Ausführungen Speisers über den Kommunismus, der für ein Jägervolk fast notwendig ist. Eine Menge volkskundlicher Schilderungen regt zu allerlei Vergleichen an. Auch Humor fehlt nicht. Man lese etwa, wie bei den Aparai Arbeit und Nichtstun verteilt sind. „Brennholz sammeln oder Früchte vom Felde holen, wäre für einen Mann undenkbar, wollte er sich nicht selbst auf immer die Manneswürde nehmen; aber er konnte der Frau Spindeln schnitzen, sie kämmen und lausen und ihr gute Dinge von der Jagd heimbringen. War das alles erledigt, so legte er sich wieder in seine Hängematte und dachte sich irgend eine kleine Teufelei oder Intrige aus, die einem großen Staatsmann Europas zur Ehre gereicht hätte.“ Ein von Speisers Begleiter, Dr. med. Arnold Deuber, verfaßter Anhang berichtet über die Musik jenes Naturvolkes. Mögen viele die beiden Schweizer auf ihrer Parau-Fahrt begleiten!

Alle Vorzüge von Speisers Forschung und Darstellung finden sich auch in seinem 1924 in 2. Auflage im gleichen Verlag erschienenen Werk „Südsee, Urwald, Kanibale“, Reisen in den Neuen Hebriden und Santa-Cruz-Inseln. Das Buch ist noch reicher illustriert und umfangreicher als das besprochene, sonderbarerweise dazu noch etwas billiger; die Preise beider Bände sind durchaus angemessen. Mit seinen eigenen Worten war es des Verfassers Bestreben, „eine Ahnung zu wecken von dem paradiesischen Frieden und der wunderbaren Farbenpracht der lieblichen Koralleninseln, vom Ernst des dunkeln Urwalds und von dem grimmen Born des Ozeans. Er wollte die Leser bekannt machen mit dem einfachen und doch so vielgestaltigen Leben der Eingeborenen, mit ihrem widerspruchsvollen Charakter, ihrer scheuen Neugier, der verräterischen Furcht, der stolzen Selbständigkeit und milden Unterwürfigkeit...“ Speisers Sprache und Stimmungsgehalt erheben sich oft zu hoher Schönheit, ohne das Objektive so sehr zu verlassen wie etwa Hilt-

brunner. Einige Säze seien als Probe herausgerissen: „Am Strand unten brandet das Meer in regelmäßigen Schlägen, Grillen zirpen, dann und wann schnattert ein fliegender Hund und wechselt mit müden Flügelschlägen den Baum. Sonst ist es ganz still, und doch lauscht man mit gespannter Andacht in die Nacht hinaus, denn überall spürt man ein heimliches Leben. In den Büschen spielt das Mondlicht, in der ruhigen Luft schauern die Baumkronen, im Grase zittert es unmerkbar, man fühlt die Schaffenskraft der Natur, das Keimen und Reisen, und aus den unbestimmten Geräuschen, deren das Ohr sich kaum bewußt wird, baut sich die Phantasie wunderliche Märchen auf. Da treiben alle jene Gespenster, die die Eingeborenen kennen, unter dem Walddache ihren Unfug, Riesen mit Krabbenklauen, Männer mit Feueraugen, Weiber, die sich zur Schlange verwandeln können und den Tod bringen, flatterhafte, nebelartige Seelen der Ahnen, die durch das Astgewirr huschen, dem Enkel im Traume zuflüstern — warum sollte jener Duftschleier sich nicht ballen und einer von ihnen sein? Warum sollten sich nicht lautlos die Elsen um jenen Busch im Reigen winden? Was in unseren Sommernächten einen jeden in seinen Bann zieht, wirkt hier vielfach verstärkt, weil wir der Natur hier viel näher sind. — Wenn man ein Romantiker wäre, belebte man mit Eichendorff den Wald durch plätschernde Springbrunnen, baute sich ein Schloß, ließe in der Ferne ein Waldhorn tönen, dem die schönste Frau schwermütig lauschte, und man fühlte sich einsam, unbefriedigt, suchte das Ideal da, wo es sich nicht finden läßt, in der Verwirklichung von Träumen.“ Der Reichtum an eigentümlichen, volkskundlichen Mitteilungen ist fast unerschöpflich. Speiser sucht in die Seele des Eingeborenen zu blicken; manches bleibt rätselhaft. „Der gleiche Mann, der seine Frau aus reiner Grausamkeit zu Tode foltern kann, der ihre Glieder ins Feuer hält, bis sie verföhlt sind u. dergl., kann einige Tage lang über den Tod eines Kindes untröstlich sein und zeitlebens eine Locke, einen Zahn, ein Fingerglied des Toten in einen Lappen gewickelt als teures Andenken um den Hals tragen; derselbe, der tagelang Mord- und Zauberpläne schmiedet, erzählt an reineren Abenden Märchen, die ein tiefes poetisches Fühlen enthüllen.“ Sehr beachtenswert sind Speisers Angaben über den Ahnenkult. Über Frankreichs, Englands, Australiens Bedeutung in der Südsee erfahren wir viel. Traumhaft schön ist die kurze Schilderung der Wunderinsel Utopia, jenes winzigen, ganz einsamen Eilands, auf dem sich eine polynesische Bevölkerung völlig rein und naturwüchsig erhalten konnte. Dort trifft man die baumlangen, fast hellgelben Gestalten, die von einer dichten, langen Mähne goldenen Haares umflattert sind, herrliche Recken, mit weichen, dunkeln Augen, freundlichem Lächeln und kindlichem Gebaren. Wie Märchenton berührt es uns, wenn Speiser die Absfahrt erzählt: „Die wenigen Kanus waren bald überfüllt, der Rest sprang ins blaue Meer, und mit Jubelrufen schwammen sie an das schon ferne Land, wohlig im Wasser treibend, goldene Flecken, die sich langsam entfernten, indessen die langen, gelben Haare schwer im Wasser nachwälsten. So sah ich die traumhafte Insel zuletzt im Golde der sinkenden Sonne. Noch aber sehe ich den Knaben,

wie er, von einer Liane umwunden und mit Blumen bekränzt, am Bug des Schiffes stehend, wehmütig nach der entschwindenden Heimat blickte: die Verkörperung auch unserer Sehnsucht.“ — Das könnte ein Justinus Kerner erlebt und geschrieben haben! Und wenn endlich der Forscher sein Reisewerk schließt mit der Frage: „Ob meine Forschungsergebnisse irgendwie dem entsprechen, was erwartet werden konnte, ist von kleinster Bedeutung neben dem großen Schatz an Eindrücken, den ich mitnahm. Solche ganz zu übermitteln, wird den wenigsten Menschen gegeben sein, doch mag auch durch diese Zeilen dem Leser ein schwacher Abglanz geschenkt worden sein von den Schönheiten, die ich im geheimnisvollen Urwald, auf dem blauen Meer und bei den Kannibalen entdecken durfte.“ — so werden wir dankbar sein Buch preisen.

* * *

Möge es auch unserm knappen Bericht gelingen, viele auf reiche Quellen der Erhebung, Anregung und Belehrung hinzuweisen. Mögen viele lernen, sich aus trübem Lebensumpfe sehnüchtig zu erheben und Forschern zu folgen auf ferne Gebirge und weite Meere. Und mögen sie hinter den Erscheinungsformen Raum und Zeit das Ewige, Gleichbleibende, das Wesen, das Ding an sich gewahren.

Doch der liebe Leser schüttelt den Kopf und lächelt unseres wehmütig-nachdenklichen Schlusses. Er hätte in Reisebeschreibungen denn doch auch Nachrichten über Handelsmöglichkeiten, fremde Valuten, Vorkommen von Gold, Anbau von Kaffee finden wollen. Gewiß, auch darüber spricht die Reiseliteratur. Für diesen Freund haben wir noch ein anderes Zitat. Der alte, vernünftige, aufgeklärte Campe (seiner Sprachreinigung wegen von Schiller bekanntlich „Waschfrau des Teut“ genannt) schrieb 1785 im Vorwort zu seiner „Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreibungen“ folgendes: „Wenn irgend etwas recht eigentlich dazu geschickt ist, in einem jungen Kopfe aufzuräumen, seine Welt- und Menschenkenntnis auf eine leichte und angenehme Weise zu erweitern, den Hang zu romanenhaften Aussichten ins Leben und zu arcadischen Träumereien, zu welchen so viel andere Modebücher ihn einzuladen, zu schwächen, ihm frühzeitig einen heilsamen Ekel gegen das faselnde, schöngästeische, empfindelnde, Leib und Seele nach und nach entnervende Geschwätz der besagten Modebücher, und dagegen einen wünschenswürdigen Geschmack an ernsthaften und nützlichen Unterhaltungen einzulösen: so sind es gewiß solche Reisebeschreibungen.“ Und vielleicht dürfen wir noch wagen, einen Goethe-Spruch, überschrieben „Perfectibilität“ (Verbesserungsfähigkeit) geneigtem Nachdenken zu überlassen:

„Möcht ich doch wohl besser sein
Als ich bin! Was wär' es?
Soll ich aber besser sein,
Als du bist, so lehr' es!

Möcht' ich auch wohl besser sein
Als so mancher andre!
Willst du besser sein als wir,
Lieber Freund, so w a n d r e!"

Politische Rundschau

Freisinnige Zielgebung.

In der Mai-Nummer Ihrer geschätzten Monatsschrift schreiben Sie, daß, um ein Überborden der mehr und mehr zur reinen Massen- und Interessenpartei ohne wirkliche geistige Zielsetzung heranwachsenden Sozialdemokratie zu verhüten, eine geistige Führung und Zielgebung aus unserem Bürgertum heraus erfolgen müsse. Vor allem, es müsse eine nationale Zielgebung sein. Und in dieser Hinsicht habe die freisinnig-demokratische Partei im letzten Jahrzehnt vielleicht am vollständigsten versagt. — In meinen folgenden Ausführungen möchte ich nun die freisinnige Partei im Auge behalten, zumal Sie ja auch schreiben, daß diese Partei es bisher auch wenig verstanden habe, ihr Programm den neuzeitlichen Forderungen anzupassen und sich so wenigstens die geistige Stoßkraft zu sichern, die ihr Kraft der in ihren Reihen versammelten bürgerlich-städtischen Intelligenz eigentlich eignen müßte. — Die Kritik ist hart. Doch wird es besser sein, auch eine harte Kritik entgegenzunehmen, als sich einem offenen Worte zu verschließen. Denn es war ja vielleicht gerade ein Fehler verschiedener freisinniger Politiker, daß sie zu wenig auf Kritiken hörten, die im Laufe der Jahre da und dort erschienen und zu einem guten Teile aus einem Kopf und Herz, die es mit der Partei gut meinten. Gewiß, der Politiker und Führer soll nicht auf jedermann hören, seine Richtung, die ihm die richtige scheint, nicht deshalb abändern, weil sie dem und jenem nicht paßt. Sonst kommt er in den politischen Zickzack-Kurs hinein, der oft schlimmer sich auswirkt als ein verfehlter, aber wenigstens gerader Kurs. Aber es sind nun doch während der letzten zehn Jahre Kritiken ernsthafter Natur, Strömungen, die eine Art Renovation und Revision der Partei wollten, entstanden, die bei der Leitung der schweizerischen freisinnig-demokratischen Partei bessere Berücksichtigung hätten finden sollen.

Sie rufen, verehrter Herr Redaktor, einer bessern geistigen Führung und Zielgebung aus dem Bürgertum. Die freisinnig-demokratische Partei der Schweiz rekrutiert sich nun ohne Zweifel aus dem Bürgertum. Sie ist eine recht bürgerliche Partei geworden, vielleicht eine zu bürgerliche. Sie dürfte auch bürgerlicher sein als die katholisch-konservative Partei der Schweiz, die in ihrer Zusammensetzung und in ihren Zielen nicht diese Bürgerlichkeit aufweist, wie die freisinnig-demokratische Partei. Die freisinnig-demokratische Partei der Schweiz kann sich also bei diesem Ruf nicht nebensätzlich stellen; es geht sie direkt an. Im Folgenden wird also zu untersuchen sein, wie es sich mit der geistigen Führung aus dieser Partei und der Zielgebung verhält. — Ich möchte vorstellen, daß ich darauf verzichte, hier Parteiprogramme zu reproduzieren, weder eidgenössische noch kantonale. Die Parteiprogramme dürften ja im allgemeinen bekannt sein. Der Schreibende ist überhaupt kein großer Freund von solchen Programmen. Denn sie sind leider nur zu oft eine schöne Fahne, die man heraußhängt, dieweil es im Hause drinnen recht öde und leer ist. Gewiß sind Parteiprogramme für die Parteivölker notwendig, zeigen sie doch dem Volk, was man alles machen will, was man für Absichten hat und auch, was man alles verspricht. Auf viele Leute wirkt eine schöne Fahne stimulierend und wir wissen, daß es ja im Menschengeschlecht noch so ist, daß der eine dem